

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Über die Psychologie des Schaffens und die produktive Geistestätigkeit**

**Neff, Alfred**

**Karlsruhe, 1946**

Erläuterungen

[urn:nbn:de:bsz:31-140040](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-140040)

## Erläuterungen

1. Die Verbindung, welche hier der Begriff des Schaffens mit dem der produktiven Geistestätigkeit eingeht (als Aufgabe-, Lösungs- bzw. Ziel-, Mittel-Prozeß) fordert auf die Frage des Verhältnisses des Leistungszum Schaffensbegriff einzugehen. Echte Geistestat sei ohne Zweckbewußtsein entstanden — meint Keyserling —. Leistung ist demnach also zweckbedingt. Diese Unterscheidung kann als Eingrenzung richtig sein — muß es aber nicht unbedingt bleiben. Die Geistestat hat in ihrem Werden eine Zielrichtung, die in ihrer schrittweisen Verwirklichung von zweckmäßigen Mitteln Gebrauch macht. Die Geistestat kann auch in einer Zwecksetzung bestehen, und erzeugt damit ein Zweckbewußtsein für sich selbst. „Der Geist besitzt nichts, als was er tut“ meint Schiller und dokumentiert damit, daß der Geist als Geistestätigkeit auch eine Zweckstruktur besitzen kann.  
Vor allem aber: dieser Begriff des Schaffens schaltet Irrtümer aus, die uns auch heute noch begegnen, wenn z. B. Inspiration und Einfall „mehr bedeuten als Denken“ (Keyserling) „Konzeption . . . . . mehr bedeutet als Ausführung“. Wir sollten nie vergessen, daß Denken die Voraussetzung für Inspiration und Einfall ist — und Konzeption ohne Ausführung ein völlig unproduktiver lebensunwichtiger Vorgang ist, auch im Reiche des Organischen. Von diesen Vorstellungen des „mehr bedeuten“ müssen wir uns im Interesse wirklichkeitsnaher Wissenschaft frei machen. Wir halten fest: Das Schaffen ist nicht nur zweckbewußt, sondern vor allem zielgerichtet, d. h. es geht in Verfolg einer selbständigen Ziel- und Aufgabestellung schrittweise über das vorhandene Gefüge zweckmäßiger Leistungen hinaus zum Werk, das selbst wieder Leistungs- und Zweckleistung werden kann (immer im Sinne eindeutiger und spezifischer Zuordnung von Mittel und Zweck).  
Nie ist Endgültiges im Schaffen oder Erreichten, weil die Ziele und Aufgaben wie die Lösungsmethoden und Mittel unserer Wahlfreiheit unterliegen und die Wertakzente stets verlagert werden.  
„Zeitgemäße Ziele, auf die sich die Anstrengungen einer Epoche konzentrieren, werden vorübergehend als absolute Werte genommen, später aber wieder dieses Nimbus beraubt.“ (Leopold von Wiese, Homo Sum, Jena 1940.)
2. Max Scheler, Schriften aus dem Nachlaß, Kapitel Vorbilder und Führer. Die Ausrichtung auf das Werk — nicht auf die psychischen Prozesse der Werkentstehung — liegt in Schelers Wertphilosophie begründet, ebenso die Auffassung der schöpferischen Persönlichkeit, die bei Scheler immer irgendwie im Rahmen der Aktphänomenologie (Person als geistiges Aktzentrum) gedacht werden muß. Die Person steht in diesem Falle stets in prinzipiellem Gegensatz zum gegenständlich erfahrbaren Psychischen. „Der Genius hat eine füllehaltigere Welt . . . . Er ist für die Welt . . . . was der Held für die Umwelt ist: er schreitet in sie hinein und erweitert unsere Anschauung von ihr. Dies aber vermag er durch die gesteigerte Reinheit seiner geistigen Akte . . . .“ Eine im psychologischen Sinne „unschöpferische“ bzw. unproduktive Tätigkeit, die nur unsere Anschauung erweitert.
3. Werner Heisenberg, Wandlungen in den Grundlagen der Naturwissenschaft, zwei Vorträge (Hirzel in Leipzig), 1935, S. 25.  
Hier wird übrigens in anderem Zusammenhang das ausgesprochen, was in unserer psychologischen Analyse als eines der wichtigsten Ergebnisse erscheint, „daß sich ein neues System wissenschaftlicher Begriffe und Gesetze herausbildet . . . .“ Siehe unsere Behauptung relativer, bzw. werdender Gesetze in dieser Abhandlung.

4. Auch was der Gegenstand, bezw. die Philosophie dieser Denker ausmacht, sieht Scheler nicht richtig. So meldet Hamann an Herder, daß Kant während der Ausarbeitung der Vernunft-Kritik die ihm verwandten „Versuche über die menschliche Natur“ von Tetens auf seinem Tische aufgeschlagen hatte. „Überhaupt, wenn Kant Kritiken der Vernunft schrieb, was tat er mehr als sein Jahrhundert, das ja beständig Vernunft und Kritik als seine stärksten Programmworte und seine Kriterien im Munde führte?“ (Karl Joel: Wandlungen der Weltanschauung, II. Band, Seite 216.)
5. Kurt Breysig: Psychologie der Geschichte. Walter de Gruyter & Co., Berlin, 1935, S. 69.  
Breysig fährt illustrierend fort:  
„Die Stufenleiter der Farben, über die Michel Angelo verfügte, ist zum größten Teil durch die Natur oder von der ihm überlieferten Kunst gegeben worden; den Rest mag er durch Ableitung — etwa in dem Wunsch, einen wärmeren oder kühleren, einen helleren oder dunkleren Ton, oder eine Zwischenlage zwischen zwei ihm bekannten, d. h. von ihm gesehenen Farben zu gewinnen — geschaffen haben. Aber auch dieser Rest kann nur unter Ausnutzung der Gedächtnisbilder entstanden sein, die sein Gehirn von den ihm je gewordenen Eindrücken aufbewahrte.“
6. Goldschmit-Jentner: „Die Begegnung mit dem Genius.“
7. Hamann ist der ausgeprägteste und extremste Vertreter der Sturm- und Drangperiode, der mit seinem ganzen Zeitalter den Triumph der Persönlichkeit und das Genie gegen jede bindende Regel aufruft. Originalität um jeden Preis. Traum, Willkür, Launen, Zufall usw. sind Begriffe, mit denen er das frei-schöpferische Original-Genie, das alle Banden zerreißt, charakterisiert.  
Kant bahnt mit seiner Genieauffassung den Weg von der Aufklärung zur Genie-Epoche, von Lessing, ja von Gottsched zu Goethe.  
Die Philosophie Schellings verkörpert am reinsten die Genie-Epoche. Sie wendet sich scharf gegen den Utilitarismus des 18. Jahrhunderts, gegen den Trieb zur Zergliederung und gegen den Hang, einen gemeinen Maßstab an alles Erhabene zu legen. Nach dem Maßstab der Aufklärung, gegen die er sich wendet, „wäre die Erfindung des Spinnrades wichtiger als die eines Weltsystems, und die Einführung der spanischen Schafzucht in einem Lande für ein größeres Werk zu achten, als die Umgestaltung einer Welt durch die fast göttlichen Kräfte eines Eroberers“. Das Genie ist nach Schelling der Geist, der das Allgemeine im Besonderen und das Besondere im Allgemeinen sieht. „Alles Produzieren ruht auf einer Begegnung oder Wechseldurchdringung des Allgemeinen und Besonderen.“
8. Genie ist nach Novalis, das „Vermögen von eingebildeten Gegenständen wie von wirklichen zu handeln“. Auch Schopenhauer ist in seiner Genieauffassung ganz Romantiker.
9. Thomas Buckle sagt: „Könige, Staatsmänner und Gesetzgeber pflegen die geistige Entwicklung jedes zivilisierten Landes eher aufzuhalten, statt zu fördern. In einem allgemeinen Überblick des Fortschritts der Menschheit sind sie nur als Puppen zu betrachten, die auf einer kleinen Bühne sich breit machen.“  
Ernst Mach führt in seinen Prinzipien der Wärmelehre aus, daß auch in der Wissenschaft nicht die e i n e Person entscheidet, deren Arbeit durch jene der anderen ersetzt worden wäre. Das Genie ist nur als bloße Bindung zu deuten, der kleinen Entdeckungen, das nur die zusammenfassenden Formeln findet.

10. Fried  
gebra  
11. Rich  
sind  
Affek  
Das s  
den g  
werde  
die e  
erken  
der ü  
abhän  
Ferne  
steine  
müde  
komm  
Zum  
heran  
Seine  
nicht  
herbe  
entge  
hat?  
Sche  
Für  
umfa  
Mün  
Ange  
deute  
vorg  
vor  
Bega  
Pers  
turer  
welt  
12. Nietz  
im s  
dazu  
Verl  
Erfin  
Wilh  
„klas  
such  
endli  
stell  
kalis  
der  
eing  
liche  
13. Es s  
grad  
werd  
1. C  
das  
gabe  
lentl

10. Friedrich Engels hat das große Individuum als Fluch der Menschheit gebrandmarkt.

11. Richard Wagner bekennt: „Meine Fähigkeiten, jede einzeln genommen, sind gewiß nicht groß, ich bin und leiste nur dann etwas, wenn ich im Affekt alle meine Fähigkeiten zusammenfasse . . .“

Das sozio-psychologische Moment kann einmal in den äußeren Umständen gesucht werden, welche latente Gaben erst zu aktiven Kräften werden lassen. Das andere Mal in jener Form der öffentlichen Meinung, die einer Leistung, bezw. einem Schaffenden das Prädikat der Größe zuerkennt. Für den ersten Fall sei das Beispiel Napoleons herangezogen, der über sich selbst ausführt: „Ich bin vollständig von den Ereignissen abhängig, habe keinen Willen und erwarte alles von ihrem Ausgang.“ Ferner: „Mein Fall war gleich dem Mohammeds. Ich fand alle Bausteine bereit, um ein Kaiserreich zu gründen. Europa war der Wirrnis müde. Die Menschen wollten ein Ende machen. Wäre ich nicht gekommen, so hätte vermutlich ein anderer gleich mir gehandelt.“ Zum zweiten Fall sei das Urteil Napoleons über geschichtliche Größe herangezogen: „Ich wiederhole es: ein Mensch ist immer nur ein Mensch. Seine Macht ist Ohnmacht, wenn ihn Umstände und öffentliche Meinung nicht begünstigen. Glauben Sie, daß Luther es war, der die Reformation herbeiführte? O nein, es war die öffentliche Meinung, die den Päpsten entgegen war. Meinen Sie, daß Heinrich der VIII. mit Rom gebrochen hat? Gewiß nicht; die öffentliche Meinung seiner Nation verlangte die Scheidung.“

Für den soziologischen Genie-Begriff ist maßgeblich die neueste und umfassende Arbeit von Lange-Eichbaum: Genie — Irrsinn — Ruhm. München 1942.

Angefügt sei, um auch die soziologischen Faktoren wenigstens andeutungsweise zu berücksichtigen, daß die Besonderheit der Schaffensvorgänge und Prozesse, die das bestimmen „was dabei herauskommt“, vor allem in der Art ihres Ablaufes zu suchen ist, nicht nur in der Begabungseigenart und spezifischen charakterologischen Struktur der Persönlichkeit. Die Art des Ablaufes ist von jenen soziologischen Strukturen mit abhängig, die eine Aufgabe und Lösungsmittelgestalt in Umwelt und Tradition darbietet.

12. Nietzsche antwortet auf die Frage: Was ist ein Genie geradezu nüchtern im schaffenspsychologischen Sinne: „Ein großes Ziel und die Mittel dazu wollen.“ Die großartigsten Leistungen und Werke werden in den Verlaufs- und Ablaufsformen der Produktionsumwege des unermüdlichen Erfindens, Verwerfens, Sichtens, Ordnen, Umgestaltens, vollbracht. Wilhelm Ostwald gibt diesen Schaffensweisen einmal den Namen der „klassischen Arbeit“, und zwar in Bezug auf die fotochemischen Untersuchungen Bunsens, indem er aufzeigt, wie die Bewältigung einer unendlichen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen durch angemessene Fragestellung vor sich geht. „Eine gleiche Summe von chemischer, physikalischer und rechnerischer Geschicklichkeit, von Scharfsinn im Sinne der Versuche und von Geduld und Ausdauer in ihrer Durchführung, von eingehendster Sorgfalt . . . findet sich in keiner anderen wissenschaftlichen Arbeit.“

13. Es soll hier und im folgenden auf keinen Fall der Eindruck einer absolut gradlinigen Folge und Entwicklung produktiver Handlungen erweckt werden. Dem entgegen stehen zwei wesentliche Sachverhalte:

1. Große Männer stehen häufig an den „Bruchstellen der Geschichte“: das Alte endigend und zerstörend, die Aufrichtung des Neuen als Aufgabe (Alfred Weber). Durch Scheidungen und Sonderungen, durch willentliche und wissentliche Gestaltdestruktionen werden omnipotente

Gestaltfaktoren zu neuen Kombinationen, bezw. Zielen vereinigt. Die Position eines Teiles in einer Ganzheit ist nie eine endgültige. Durch Herauslösen oder Positionsänderung im Systemaufbau geschieht u. a. auch der Gestaltwandel als schöpferischer Prozeß.

2. Nicht das Hinzutreten des Neuen zu einem Alten macht den schöpferischen Prozeß aus, oder daß sich ein Genie nur immer am Vorbild wieder eines Genies „bereichert“. Die „Mitwirkung des anonymen Kollektiven und die Anteilnahme der kleineren Geister an der Leistung der ganz Großen“ (Alfred Weber), darf nicht unterschätzt werden, d. h. der Rückgang zum Ursprung zu Einfachem und Einfachstem ist durchaus nicht unschöpferisch. Das Komplexere stellt im Prozeß des Schaffens nicht die größere Wahrscheinlichkeit für Originalität oder Zielerreichung dar. Wo Problem — Lösungsstufen, Teilergebnisse oder Einzelbestandteile eines Werkschaffens als Elementares oder Komplexes über mannigfaltige Verwendungsmöglichkeit, wir nennen sie Omnipotenz, Bahle, „Aspektreichtum“ im musikalischen Schaffen, verfügen, da zeigt gerade das schöpferische Gestaltungsprinzip, daß sich das Schaffen nicht im Sinne einer geradlinigen Zielverwirklichung, sondern eines „Wachstumsprozesses“ vollzieht, mit dem Ergebnis, daß die endgültige Werkgestalt in der Regel von der ursprünglichen Intention weitgehend abweicht.

Bahle beschreibt die produktivste Form des künstlerischen Werkschaffens in diesem Zusammenhang wie folgt:

„Die produktivste Form des künstlerischen Werkschaffens besteht somit in einem stetig beherrschten, wechselweisen Festhalten am Problem und dem labilen Sichleitenlassen von dem Aspektreichtum der konkreten Teilschritte. In diesem Wechselspiel zwischen Freiheit und Bindung, Aufgehen und Festhalten, Sichleitenlassen und Leiten, sichert sich der Künstler aber eine optimale Verwertung des Aspektreichtums der konkreten Teile im Rahmen einer sinnvollen, künstlerischen Gesamtleistung.“

14. O. Selz: Zur Psychologie des produktiven Denkens und des Irrtums, Bonn 1922.

K. Dunker: Zur Psychologie des produktiven Denkens, Berlin 1935.

Es ist das unumstrittene Verdienst von Selz, die Grundlagen einer Schaffenspsychologie und ihre Methoden am weitesten vorwärts getrieben zu haben, und zwar mit dem Nachweis, der Gesetze des geordneten und produktiven Denkens. Selz zeigt über die Assoziationstheorie hinausführend, daß „keineswegs die stärkste Assoziation mit den jeweils gegebenen Bewußtseinserlebnissen ausschließlich den Ablauf des psychischen Geschehens zu bestimmen braucht“ und beweist zugleich erstmals, über die Konstellationstheorie hinausgehend, daß die aus der Konstellation erwachsenden Gestaltprozesse in ihrer Besonderheit als geordnete, d. h. sinnvolle, z. B. in ihrem Charakter als zusammenhängendes Denken, nicht erklärbar sind.

Bedeutsamer für diese als die Konstellationswirkung isolierter Reproduktionsmotive ist deshalb die Vorwegnahme von mehr oder minder abstrakten Anschauungsganzen oder Wissenskomplexen, die eine schematische Lösung einer Aufgabe antizipieren, die dann durch weitere Reproduktionen oder Neufindung von Lösungsmitteln ihren konkreten Inhalt, bezw. die Gesamtlösung erhält. Diese Komplextheorie hat die Frage der Problem- und Mittelfindung — zwar experimentell gewonnen — auf alle Kulturgebiete anwendbar und für alle fruchtbar gemacht.

15. J. Bahle: Der musikalische Schaffensprozeß, Leipzig 1936.

J. Bahle: Eingebung und Tat im musikalischen Schaffen. Leipzig 1939.

16. Karl  
chen

17. Char  
Willy  
Willy  
Die h  
geops  
unter

18. A. N

19. Auch  
Schaf  
usw.  
Sozio  
schich  
Quell  
Extre  
Kultu  
Genie  
Gewal  
den t  
trivia  
aus e  
Als G  
1900  
Satz  
Grund

20. Alfre  
im A  
große  
auf h  
sei z  
masc  
nur a  
hau  
„And  
leitu  
ist k  
zu be  
ferisc  
imme  
geisti  
züge

n vereinigt. Die  
ndgütige. Durch  
geschieht u. a.

nacht den schöp-  
amer am Vorbild  
anonym Kolle-  
der Leistung der  
werden, d. h. der  
ten ist durchaus  
es Schaffens nicht  
elerreichung dar.  
Einzelbestandteile  
ber mannigfaltige  
Bahle, „Aspekt-  
gerade das schöp-  
im Sinne einer  
stumsprozesses  
erkgestalt in der  
abweicht.

rischen Werk-

ens besteht somit  
ten am Problem  
am der konkreten  
eit und Bindung,  
sichert sich der  
ichtums der kon-  
Gesamtleistung.“

und des Irrtums,

, Berlin 1935.

Grundlagen einer  
ten vorwärts ge-  
esetze des geord-  
soziationstheorie  
n mit den jeweils  
Ablauf des psy-  
eist zugleich erst-  
die aus der Kon-  
onderheit als ge-  
zusammenhängen-

isolierter Repro-  
ehr oder minder  
n, die eine sche-  
n durch weitere  
ihren konkreten  
extheorie hat die  
rimentell gewon-  
ruchtbar gemacht.

36.  
en. Leipzig 1939.

16. Karl Kißkalt: Theorie und Praxis der medizinischen Forschung. Mün-  
chen, Berlin 1942.

17. Charlotte Bühler: Der menschliche Lebenslauf. Leipzig 1933.

Willy Hellpach: Das Wellengesetz unseres Lebens. Hamburg 1941.

Willy Hellpach: Schöpferische Unvernunft. Leipzig 1937.

Die hier erörterten Fragen sind so vielseitig, daß sie als biologische,  
geopsychische, soziologische usw. einer besonderen Auseinandersetzung  
unter dem Gesichtswinkel der Theorie des Schaffens einmal bedürfen.

18. A. Neff: Das Führerproblem in der Wirtschaft. 1930.

19. Auch innerhalb der Soziologie sind noch alle Varianten des Genie- und  
Schaffensbegriffes vertreten, wie wir sie aus der Romantik, Aufklärung  
usw. bis zum Positivismus angedeutet haben. Für den französischen  
Soziologen Tarde (1843—1904) z. B. sind die Neuerungen in der Ge-  
schichte das Geheimnis des Genies, das aus nicht gesellschaftlichen  
Quellen in freien Kombinationen schöpft, wo hingegen als anderes  
Extrem der Soziologie Vierkandt in seiner Schrift „Die Stetigkeit im  
Kulturwandel“, 1908, im Sinne des Positivismus die Bedeutung des  
Genialen, Außergewöhnlichen für den Fortschritt gering achtet und die  
Gewalt der Überlieferung und der Masseninstinkte betont: „Die tragen-  
den und treibenden Beweggründe sind vorwiegend und ausschließlich  
trivialer Natur.“ Das Große in den menschlichen Dingen besteht überall  
aus einer Anhäufung kleiner Bestandteile.

Als Grundlage für die Soziologie des Genies hat Hellpach schon um  
1900 die biologische Forschung in Anspruch genommen, indem er den  
Satz prägte: „Die Biologie des Genies, wie jedes Wesens ist die alleinige  
Grundlage seiner Soziologie.“

20. Alfred Weber (Das Tragische und die Geschichte, Hamburg 42) weist  
im Anschluß an Jakob Burchhardt — „Nicht jede Zeit findet ihren  
großen Mann, und nicht jede größte Fähigkeit findet ihre Zeit“ — dar-  
auf hin, daß nichts verkehrter wäre als anzunehmen, die große Begabung  
sei zur Bewältigung jeder Aufgabe fähig, „als sei sie eine Universal-  
maschine“ (S. 32). Wir denken aber hier zunächst nicht oder nicht  
nur an die größte Begabung, sondern an die geistige Produktion über-  
haupt, etwa im Sinne des Biologen Woltereck, der einmal ausführt:  
„Anders steht es mit der geistigen Produktion, die in Bezug auf Erst-  
leistungen gleichsam das Erbe der Typenentstehung angetreten hat. Hier  
ist keinerlei Abnahme der Neuschöpfung von Ideen, Kunstwerken usw.  
zu bemerken, und da die Zahl (wenn auch nicht das Talent) der schöp-  
ferisch tätigen Menschen, besonders der Erfinder, Politiker und Künstler,  
immerfort steigt, so kann zum mindesten quantitativ eine Zunahme der  
geistigen Neuschöpfungen erwartet werden“ (Richard Woltereck, Grund-  
züge einer allgemeinen Biologie, Stuttgart 1940, S. 273).

Badische  
Landesbibliothek